

## **Wir werden weniger, älter, bunter.**

### **- Wo wollen wir im Alter leben? -**

Die Themen Alter und Pflege sind emotional hoch besetzt und berühren durch ihre Unmittelbarkeit die Frage nach dem Sinn des Lebens. Wie wird es sein, wenn ich alt bin? Wer wird sich um mich kümmern? Wer wird mich lieben, wenn ich nicht der „Wellness-Senior“ bin, sondern der lange hinsiechende Leidende? Der Einzug in ein Pflegeheim wird von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt. Jeder achte Deutsche möchte lieber sterben, als in ein Pflegeheim einzuziehen (Repräsentative Umfrage der GfK-Marktforschung in Nürnberg im Auftrag der in Baierbrunn bei München erscheinenden Zeitschrift "Senioren Ratgeber", Juni 2008). Dieser Befund drängt jeder und jedem von uns die Frage auf, wie wir alt werden möchten.

Wie wollen wir im Alter leben und wohnen?

Bevor diese Frage beantwortet werden kann, ist es für jeden, der sich mit dieser Problematik beschäftigt, sinnvoll, einen Blick in die eigene persönliche Zukunft zu werfen.

Wer bin ich mit 87 Jahren?

Stellen Sie sich einmal vor, wer Sie mit 87 Jahren sind: „Es ist der 1. Dezember an einem Montagmorgen. Liegen Sie im Bett und warten auf die Altenpflegerin, die Ihnen die Zähne einsetzt und Sie wäscht? Oder leben Sie in einer altengerechten Wohnung mit allen technischen Möglichkeiten für ein selbst bestimmtes Leben im Alter mitten im Stadtviertel? Geschäfte und Bushaltestelle haben Sie vor der Tür, auf häusliche und pflegerische Dienste können Sie zurückgreifen und auch der soziale Dienst des nahegelegenen Pflegeheims informiert Sie über Angebote des Hauses und bietet Ihnen sogar eine Fahrmöglichkeit an. Warten Sie vielleicht auf den Bus oder steigen Sie in Ihr eigenes Auto, um zur Arbeit zu fahren? Gehen Sie in ein Bildungszentrum, zur Universität, wo Sie sich weiterbilden oder gar unterrichten? Ist Ihr Rat gefragt als Experte in Unternehmen? Oder haben Sie eine Sitzung im Stadtrat? Wie sehen Sie aus? Wo sind Sie zu Hause? Oder leben Sie in einem ganz persönlich eingerichteten Apartment in einer kleinen Hausgemeinschaft? Früh um sieben Uhr haben Sie, so wie Sie es Ihr Leben lang gewohnt sind, die erste Tasse Kaffee getrunken, dann haben Sie noch ein Stündchen geschlafen und jetzt sitzen Sie gemütlich beim Frühstück in der großzügigen Küche Ihrer Hausgemeinschaft. Später werden Sie vielleicht bei den Vorbereitungen für

das Mittagessen helfen. Für den Nachmittag hat eine frühere Nachbarin sich zu Besuch angemeldet. Was ist am Nachmittag? Sitzen Sie in einem gesponsorten Rollstuhl mit Werbeaufschriften von Condor, „RatzFatz weg“ oder von TUI: „Sie haben es sich verdient“? Nennt man Sie auf Tagungen oder Dienstbesprechungen „Nuller“ oder „Dreier“ oder „Geronto“ mit Weglauftendenzen? Sprechen die Behörden immer noch von Ihnen als „Insasse“ und bezeichnen sie Sie in ihren Altenhilfeplänen als „Import“ oder „Export“? Oder erfüllt sich diese Sprache als Prophezeiung und Sie werden als pflegebedürftiger Mensch in ein anderes Land exportiert, weil es in Deutschland keine Pflegekräfte mehr gibt? Oder steht die leere Kaffeetasse auf Ihrem Nachttisch, blicken Sie auf die weiße Wand, warten vergebens auf Besuch und hoffen, dass die Alzheimerpatientin aus dem Nachbarzimmer nicht wieder unter Ihre Decke kriecht? Laufen Sie tagsüber mit einem Nachthemd herum, in das ein Chip eingenäht ist, damit Sie elektronisch geortet werden können, wenn Sie das Haus verlassen? Oder gibt es bereits die elektronische Fußfessel als kostensparende Aufsicht, die zentral erfolgt?

Oder leben Sie in einem innovativen Heim, wo Ihr Bett mit jener raffinierten Ausstattung versehen ist, die Ihnen erlaubt, sich auf Knopfdruck bequem aufzusetzen oder aufzustehen, Briefe zu diktieren oder ein Buch zu lesen? Schreiben Sie an einem Vortrag, gehen Sie ins Fitnessstudio oder sitzen Sie in einem Park und füttern Tauben? Was machen Sie am Abend? Tragen Sie als demenzkranker Bewohner den heimeinheitlichen Funktionsoverall der Firma Suprima mit gesichertem Reißverschluss, der es Ihnen unmöglich machen soll, die Inkontinenzhose oder angelegte Vorlage zu entfernen? Haben Sie bereits um 16.30 Uhr das Abendessen eingenommen und auf Weisung der Altenpflegerin: „Wir schlafen jetzt“, das Licht ausgemacht? Oder liegen Sie vor einem Fernseher, den die Pflegerinnen so laut gestellt haben, damit Sie das Schnarchen der Mitbewohnerin nicht hören müssen? Oder genießen Sie virtuelle Unterhaltung, virtuelle Kommunikation? Oder haben Sie sich schick gemacht, weil Sie noch ein Rendezvous haben? Sitzen Sie im Lotussitz und meditieren oder liegen Sie schon unter der Erde?“

Seien Sie selbst die Prophetin oder der Prophet Ihrer Zukunft. Ist es unwahrscheinlich, dass Sie das Gegenteil von dem erleben, was Sie sich gerade vorgestellt haben?

Warten Sie nicht bis zu Ihrem 85. Lebensjahr oder bis andere für Sie entscheiden, sondern verwirklichen Sie Ihren Traum von einer menschlicheren Welt schon in diesem Leben.

Dieses Bündel an Fragen an unsere eigene Zukunft im Alter soll den Blick dafür schärfen, was nicht nur für uns, sondern für alle alt gewordenen und pflegebedürftigen Menschen wünschenswert ist und ihrer Menschenwürde entspricht.

### **Vernetzung im Wohnquartier**

**Um die soziale Betreuung und Pflege älterer Menschen in Zukunft leistbar, wirksam und finanzierbar zu erhalten, muss die Unterstützung weiter in die Wohnquartiere verlegt werden. Diese Entwicklung darf nicht konterkariert werden durch den Bau großer, mit dem Sozialraum nicht vernetzter, „Pflegebatterien“. Denn nur dort, wo Alt und Jung zusammenleben, lässt sich gegenseitige Hilfe in der Balance von Selbsthilfe und professionellen Angeboten organisieren. Familiäre Hilfe, Selbsthilfe und bürgerschaftliches Engagement unterstützen und ergänzen die Bereitstellung öffentlicher Daseinsvorsorge. Doppelt (s. S. 13, würde ich hier vorne ganz streichen**

Die Zukunft kommt näher

*„Wenn der Mensch nicht darüber nachdenkt, was in ferner Zukunft liegt, wird er das schon in naher Zukunft bereuen“.* So einfach und logisch – mit den Worten von Konfuzius – lässt sich die Motivation für diesen Beitrag zusammenfassen.

Wenn es nur so einfach wäre! Tatsächlich ist die Zukunft nicht nur schwer fassbar, sondern auch ein Begriff, der mindestens so viel Skepsis hervorruft wie er Neugier auslöst.

Von dem bekannten bayerischen Kabarettisten und Autor Karl Valentin stammt das berühmte Verdikt, dass Prognosen schwierig seien, besonders, wenn sie die Zukunft betreffen. Auch andere Menschen äußern sich skeptisch, wenn sie sagen, der sicherste Zeitpunkt für eine Prognose sei nach dem Ergebnis.

Als ich dies schrieb, fiel mir der Artikel des Zukunftsexperten Peter Felixberger in die Hände. Er kann uns dabei helfen, ein Gefühl für das Leben in 50 Jahren zu bekommen. Dazu hat er zu einem wirksamen Trick gegriffen und sich selbst als heute 50jähriger mit dann fast 100 Jahren Lebensalter in das Jahr 2060 „gebeamt“.

In seinem „Rückblick aus dem Jahr 2060“ berichtet Felixberger, wie seine Frau (98) und er als „Lebensplan-Berater“ junge Menschen beraten: *„Wir sagen ihnen, worauf es im Job ankommt. Darüber hinaus beraten wir auch ältere Menschen, wie sie ab 60 weiter*

*einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen können. Bezahlt werden wir direkt vom Bundesarbeitsministerium, Abteilung „Lebensplanung“. Früher hieß das alles Rente. Den Begriff kennen nur noch die wenigsten.“*

Im Jahr 2030 sei das Rentensystem in Deutschland zusammengebrochen. Der Politiker Meyerling sei mit der Mitteilung in die Geschichte eingegangen: „Daher sehen wir uns gezwungen, das zu tun, was vorhergehende Politikergenerationen sich nie getraut haben: Wir schaffen die Rente ab!“

Natürlich sei der Rentenkollaps ein einschneidendes gesellschaftliches Ereignis gewesen. Er erinnere sich noch gut an die Massendemonstrationen in den Großstädten gegen Sozialabbau und an die Hysterie in elektronischen Zeitungen, Internetblogs und sozialen Netzen. *“Dennoch ging gleichzeitig auch ein Ruck durch das Land. Die Alten mussten sich wieder stärker selbst organisieren, ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen. Und sich gegenseitig unterstützen. Da half es natürlich, dass Beratungsberufe schon in den Jahren zuvor zur wichtigsten Stütze in der Arbeitswelt geworden waren. Dort konnten die Alten ihr Erfahrungswissen einbringen.“* Heute (2060) seien mehr als zehn Millionen der 26 Millionen Erwerbstätigen selbstständig.

Felixberger beschreibt weiter, dass 2051 zum ersten Mal mehr Nichtdeutsche als Deutsche hier lebten. Diese Vielfalt habe die Lebensqualität in diesem Land sehr bereichert: Man könne afghanisch essen, chinesische Ärzte aufsuchen oder das neue Museum für zeitgenössische afrikanische Kunst besuchen.

2045 habe *„eine wirklich radikale Bildungsreform (..) den Fächerkanon an die gesellschaftliche und wirtschaftliche Wirklichkeit“* angepasst. Was für ein Aufschrei konservativer Bildungspolitiker, als 2045 die Fächer Ästhetik, Design, Mode, Medien, Ernährung und Architektur aufgenommen und Mathematik sowie Latein abgeschafft wurden.

Beflügelt durch die Entscheidung der Bundesregierung unter Kanzler Timo Hacker im Jahr 2041, ein Grundeinkommen für alle einzuführen, das von den Gewinnen staatlich geförderter Hochtechnologiebranchen bezahlt wird, hätten seitdem viele Menschen ihre Lebensprioritäten geändert.

Deutschland sei heute in Europa „Gesundheitsland Nummer eins“. Ein Drittel aller Erwerbstätigen habe in diesem Segment einen Job gefunden. Viele Pflegekräfte stammten aus Osteuropa und Nordafrika.

Die Zahl der Deutschen sei bis heute rückläufig. Partner- und Kinderlosigkeit sind eine ganz normale Lebensform. In der Folge seien auch viele Städte kleiner geworden.

Zum Schluss fragt Felixberger: „Was bleibt übrig?“ und er schreibt :

*„Gesundheitlich sind wir auf dem Damm, der Krebs kann uns wie gesagt nicht mehr dahinraffen. Unsere Kinder, Enkel und Urenkel schauen uns manchmal etwas verwundert an, wenn wir über Hippies, 68er, PC, Kassettenrekorder oder Neue Deutsche Welle reden. Die Pole sind nach wie vor nicht geschmolzen, die Jahreszeiten sind geblieben, der Wetterbericht ist immer noch Glücksache. Einzig mit holografischen Musikkonzerten können wir uns bis heute nicht anfreunden. Das ist in Hamburg in diesem Sommer der große Hit. Popkonzerte aus New York werden live auf dem Heiligengeistfeld auf überdimensionale Holografie-Megamonitore übertragen. Sound und Technik sind derart ausgefeilt, dass man sich wie am Originalschauplatz vorkommt. Verblüffend echt!*

*Gewöhnt habe ich mich an die kleinen Selbstdiagnosegeräte, mit denen man schnell eigene kleinere Krankheiten diagnostizieren kann. Gewöhnt habe ich mich auch an die Weine aus Schleswig-Holstein, die jetzt aufgrund des Klimawandels dort angebaut werden. Und weil es sein musste, auch an das Verbot benzinantriebener Autos oder Flugzeuge. Gewöhnt habe ich mich überdies an Lebensmittlersatzprodukte, die Fisch und Fleisch aroma- und konsistenzgerecht nachempfunden sind.*

*Kürzlich habe ich von meinem orangefarbenen Bonanza-Fahrrad geträumt, das ich als Kind aus der Vorstadt stolz durch die Straßen lenkte. Das war Mitte der 1960er Jahre. Am Tag vor diesem Traum war mir eine Werbeanzeige auf meiner neuen Multimedia-brille aufgefallen (Werbeblätter aus Papier gibt es schon lange nicht mehr), die mir eine voll einklappbare, hypermoderne Version mit einem Materialanbot, das auf Knopfdruck reagieren soll. Trotz Hightech musste ich schmunzeln, die Bedürfnisse sind über die Zeiten hinweg offenbar gleich geblieben. Hier eben als Kind seine nächste Umwelt zu erobern – zu Beginn einer langen, hoffentlich erfüllten Lebensreise zu sich selbst.“*

## Gesellschaft des langen Lebens

Wie dem auch sein wird, hier werden gesellschaftliche Herausforderungen deutlich, die wir heute anpacken müssen, wenn wir bis dahin Lösungen haben wollen: Einige Fakten stehen fest.

Der demographische und soziale Wandel und seine erkennbaren mittel- und langfristigen Auswirkungen stellen unser Land, Städte und Gemeinden sowie soziale Dienstleister vor große Herausforderungen. Die Lebenserwartung steigt, die Geburtenrate sinkt: Innerhalb einer längerfristig eher rückläufigen Bevölkerungszahl verschiebt sich die Alterspyramide erheblich. Wir werden weniger, älter, bunter.

Um das Jahr 2035 wird Deutschland weltweit das Land mit der ältesten Bevölkerung sein. Wir sprechen – resignierend – von einer alternden Gesellschaft, von einer „Vergreisung“ der Bevölkerung. Die Japaner dagegen sprechen optimistisch von einer „Gesellschaft des langen Lebens“.

Ältere Menschen stellen auch keine „Lastenquoten“ dar – Alterslast, Rentenlast, Rentnerschwemme, Pflegelast. Sprache ist verräterisch, sie verrät unser Denken. Die Blickrichtung ist falsch und gefährlich, wenn immer nur über die Kosten verursachenden Alten diskutiert wird. Es wird höchste Zeit, dass Politik und Gesellschaft die älteren Menschen als Werteschaffende, als Verbraucher, als Gewinn betrachten.

Die meisten älteren Menschen sind körperlich und geistig fit. Sie verfügen über Sachwissen und jahrzehntelange berufliche Erfahrung. Das sind Ressourcen, auf die wir nicht länger verzichten dürfen.

Das Alter als Ressource in den Blick zu nehmen, ist im doppelten Wortsinn förderungswürdig: Bleiben ältere Menschen aktiv, wirkt sich das positiv aus und erhöht die Wahrscheinlichkeit, weiter zu altern, Pflegebedürftigkeit weiter hinaus zu schieben und sich zumindest länger selbst versorgen zu können.

Außerdem gibt es nicht zu viel Ältere in Deutschland, sondern zu wenig Junge. Nicht die Zunahme der Lebenserwartung ist der entscheidende Grund für die starke demographische Alterung, sondern das Drama der ausgefallenen Generation. Die Eltern, die heute Kinder zur Welt bringen müssten, sind nie geboren worden. Und bei den Jahr-

gängen ab 1965 liegt zudem der Anteil der Kinderlosen bei einem Drittel. Deutschland braucht daher eine nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung.

Die demographische Entwicklung – die bereits seit 30 Jahren bekannt ist und jetzt mit voller Wucht die Deutschen und die Politik erfasst – und der strukturelle Alterswandel werden viele Seiten des täglichen Lebens verändern, nicht nur die Höhe der Renten oder die Gesundheitsversorgung. Wir werden anders wohnen, anders reisen, anders arbeiten, anders essen. Schulen und Universitäten werden sich umstellen und Angebote für Ältere anbieten müssen. Unternehmen werden dann ebenfalls „alt aussehen“ und dringend auf ältere Arbeitnehmer angewiesen sein. Statt KITAS brauchen wir dann möglicherweise SENTAS = Seniorentagesstätten, statt Betriebskindergärten eher Betriebspflegeheime, zumindest jedoch Beratung in Sachen Pflege und vor allem flexible Arbeitszeitmodelle zur Vereinbarkeit von Beruf und Pflege.

#### Zusammenleben der Generationen in der Kommune

Es gilt, eine älter werdende Gesellschaft zu gestalten und die Altenhilfe nicht als „Einzelfallhilfe“ des Sozialamtes - das ist ein veraltetes Konzept -, sondern als gemeinwesenorientierte Aufgabe aller Beteiligten zu verstehen *als Familienhilfe*. Es geht nicht um die Zukunft des Alters allein, sondern um die Zukunft des Zusammenlebens der Generationen in den Kommunen.

Wesentliche Ziele hierbei sind die gesellschaftliche Integration und Teilhabe älterer Menschen, ihre Familienbeziehungen und sozialen Netzwerke, das Wohnen im Alter und die Förderung der selbstständigen Lebensführung sowie die Versorgung bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit.

Die Menschen können umso länger selbstständig leben, je besser die sie umgebenden Bedingungen darauf eingestellt werden. Das gilt für Wohnung und Wohnumfeld, Einkaufen, Dienstleistungs- und Unterstützungsangebote oder die Nutzbarkeit des Öffentlichen Personennahverkehrs ebenso wie für die Entwicklung von Produkten unter dem Gesichtspunkt eines „Designs für alle“, also nutzbar für alle Menschen, unabhängig von Alter oder Behinderung.

Leider sorgen politische Entscheidungen auch für gegenläufige Tendenzen. Dazu gehören die Ausdünnung des öffentlichen Nahverkehrs, die Konzentration des Einzelhandels auf der „grünen Wiese“, die Schließung von Dienstleistungseinrichtungen des täglichen Bedarfs wie Filialen von Geldinstituten oder der Post, aber auch der Verkauf kommunaler Wohnungsbestände und Anderes mehr. Die hierdurch entstehenden Defizite wirken sich negativ auf die Kommunen als Lebensraum aus.

So eindeutig wie die Prognose der Demographen ist auch die Tatsache, dass vor diesem Hintergrund Eigeninitiative und Selbsthilfe der Bürger in Zukunft sehr viel stärker gefragt sein werden als früher. Ich glaube, dass wir uns in Deutschland allzu sehr daran gewöhnt haben, Verantwortung abzugeben in der scheinbaren Sicherheit, dass das staatlich garantierte Sozialsystem uns über die gesamte Lebenszeit halten oder auffangen wird, wenn wir in eine Schiefelage geraten sollten. Doch schon lange sind sich alle Fachleute einig, dass die bestehenden Sozialsysteme die damit verbundenen Belastungen nicht werden tragen können.

Generell ist also mit einem Rückzug der staatlich und halbstaatlich organisierten Verteilung zu rechnen, hin zu mehr Selbstverantwortung des Einzelnen. Angehörige, Freunde, Nachbarn - das persönliche Netzwerk wird für die Bewältigung des Alltags an Bedeutung gewinnen. Es gilt die Potenziale aller Generationen für gegenseitige Hilfe und Unterstützung zu nutzen. So könnte eine Universität ihre Mensa auch als Mittagstisch für Senioren des Stadtteils anbieten oder Altenheime können in Hausrestaurants die Schulverpflegung anbieten. Es gilt also, Leitbilder der geteilten Verantwortung zu entwickeln.

Wir müssen allerdings gut aufpassen, dass Politik und Gesetzgeber nicht deshalb gerne auf diesen Zug aufspringen, um Kosten zu sparen und Menschen ihrem Schicksal zu überlassen. Wohnen allein genügt nicht. Wenn die flankierenden Maßnahmen fehlen, bedeutet für Menschen mit Pflegebedarf, mit Behinderung oder mit Demenz die Forderung nach Teilhabe am Leben und in der Gesellschaft Teilhabe an Armut und Isolation. Es gibt keine Selbstbestimmung ohne Fürsorge.

Über alle psychologischen, gesundheitlichen Perspektiven hinaus ist aktiv sein, sich am Geschehen beteiligen, „etwas zum großen Zusammenhang des Kosmos beizutragen, unser kleines Universum mit Leben zu füllen, der Lebenssinn schlechthin“. Nur wer sich



beteiligt, hat Bedeutung. Jeder von uns möchte etwas wert sein, gebraucht werden, etwas geben können, auch ein an Demenz erkrankter älterer Mensch. Ein Mensch, der keine Aufgabe mehr hat, gibt sich auf.

In den Städten und Gemeinden sind die Konsequenzen der demographischen und sozialstrukturellen Entwicklungen am deutlichsten zu beobachten, denn hier werden die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen an Dienste und Einrichtungen konkret und offenkundig, werden Lösungen und Angebote unmittelbar erwartet.

Hier sehe ich eine elementare Aufgabe der Kommunen, steuernd und korrigierend darauf einzuwirken, dass durch die ökonomische Eigensteuerungslogik, indem immer mehr privatwirtschaftliche Unternehmen soziale Dienstleistungen anbieten, keine Angebotslücken aufgrund mangelnder Kaufkraft entstehen.

So könnte die Entwicklung von Infrastruktur, Wohnangeboten und sozialen Leistungen aufeinander abgestimmt und unter Einbeziehung der Akteure vor Ort integriert werden. Derartige innovative, gemeinwesenorientierte Konzepte sind ein herausragendes Qualitätsmerkmal der Angebote von Caritas, Diakonie und den anderen Wohlfahrtsorganisationen für die Zukunft.

Auch für Kirchengemeinden sehe ich neue Möglichkeiten, sich als Teil einer „neuen, solidaritätsorientierten Bürgerbewegung“ (K. Dörner) zu verstehen, aus Bürgern Nachbarn zu machen und so dazu beizutragen, dass Kirche in den Lebensräumen und Lebenswelten der Menschen wirksamer und präsenter ist.

Es gilt, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten nach der Prämisse: So wenig Unterstützung wie möglich, so viel Hilfe wie nötig. Das heißt, und das ist der Quantensprung in ein neues Denken und Handeln der Professionellen: Bisher habe ich, der Professionelle, Bürger als Angehörige oder als Ehrenamtliche ins Helfen einbezogen. Jetzt muss ich lernen, vom Anderen her zu denken: Bürger beziehen mich als Profi ins Helfen ein, beauftragen mich, nehmen mich in Dienst, als Dienstleister, als Dienenden.

In diesem neuen Denken fragt der Professionelle auf Anfrage:

„Was kann ich für Sie tun? Sehen Sie bitte unsere Angebote und wählen Sie aus unserem differenzierten Leistungskatalog das Passende für sich aus.“ Oder ganz im Sinne der Aussage im Evangelium:

„Was willst du, dass ich dir tue.“ (LK 18, 35-43)

Das neue Denken ist also nicht mehr angebotsorientiert - der Bürger muss nehmen, was da ist - sondern personenzentriert, individuell, nachfrageorientiert. Nicht die Nachfrage folgt weiterhin dem Angebot, sondern das Angebot der Nachfrage. Denn der Bürger weiß doch selbst, was er will.

Dieser Entwicklung werden auch die sozialpolitischen und sozialrechtlichen Rahmenbedingungen sowie die Strategien der sozialen Dienstleister Rechnung tragen müssen. Richten Sozialunternehmen ihre fachlichen Konzepte nicht an den Interessen der Bürger nach selbst bestimmter Teilhabe aus, sondern an gegenwärtigen Auslastungsinteressen oder anderen betriebswirtschaftlichen Indikatoren und halten an überholten Versorgungsstrukturen fest, dann entfernen sie sich von den Interessen der Nutzer und „produzieren“ sozusagen am Markt vorbei. Selbstbestimmte Teilhabe muss die leitende Norm sein.

Damit Teilhabe im Sinne der Mitwirkung in der Gesellschaft und die Organisation des Lebens nach eigenem Plan gelingen können, ist es entscheidend, dass Teilhabemöglichkeiten eröffnet und Teilhabeerwartungen formuliert werden.

Dazu gehört auch eine Antwort der Politik auf das zunehmende Problem der Altersarmut. Sinkende Alterseinkommen verstärken die Gefahr von Einsamkeit - eine besonders schlimme Form der Ausgrenzung.

Gemeinwesenorientierung und mehr Eigenverantwortung bedeuten also nicht Abbau des Sozialstaates und Rückzug der Kommune aus der Verantwortung der sozialen Daseinsvorsorge, sondern meint ganz im Gegenteil Umbau unserer Kommunen hin zu „sozialen Städten“. Voraussetzung hierfür ist natürlich eine Ressourcen-Umverteilung von der Bundes- auf die regionale Ebene, eine Stärkung der Kommunen in ihren Kompetenzen hinsichtlich der sozialen Infrastrukturentwicklung bei gleichzeitiger fiskalischer Stärkung.

Diese Renaissance des Subsidiaritätsprinzips bietet die Möglichkeit einer neuen Architektur sozialpolitischer und sozialrechtlicher Steuerung in der Pflege. Derzeit dominieren im Pflegesektor zentral steuernde nationale Institutionen, die die lokale Steuerungs-

fähigkeit und –bereitschaft marginalisieren. Die Kommunen haben bei der Altenhilfe und Pflege kaum noch Einfluss auf die Veränderung infrastruktureller Fehlentwicklungen. Ohne eine neue Kompetenz- und Ressourcenverteilung wird die kommunale Handlungsebene nicht die Steuerungsmacht gewinnen, die zur Bewältigung der Herausforderungen des demographischen Wandels erforderlich ist.

Eine neue Komposition: SONG

Wenn wir zukünftig eine *unangemessene Versorgung* verhindern wollen oder glauben, der Markt wird es schon richten, müssen wir jetzt offen und ehrlich die vorhandenen Probleme und die Zukunftsthemen ansprechen. Unsere kinderarme Gesellschaft und die einseitige Ökonomisierung von Gesellschaft und Politik, wo Finanzen und Geld das wichtigste sind und Soziales oft nur ein Kostenfaktor, führen heute schon offenbar zu fehlender sozialer Einstellung, zu mangelndem Engagement, zu mitmenschlichem Kompetenzverlust und zu Fehlinvestitionen.

Und hier setzt das Netzwerk SONG an. SONG ist ein Begriff mit Klang. Und tatsächlich, jetzt ist die „Melodie“ fertig, sozusagen die „CD“: das Memorandum mit den wichtigsten Ergebnissen ist erstellt. Im Netzwerk „Soziales neu gestalten“ – SONG – haben sich die vier Partner aus dem Bereich der Wohlfahrtspflege: CBT – Caritas Betriebsführungs- und Trägergesellschaft mbH in Köln, Bremer Heimstiftung, Evangelisches Johanneswerk e. V. Bielefeld und die Stiftung Liebenau (Meckenbeuren) zusammen mit der Bank für Sozialwirtschaft AG (Köln) und der Bertelsmann Stiftung (Gütersloh) intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie unser Gemeinwesen die mit dem demographischen Wandel einhergehenden gesellschaftliche Alterung künftig besser bewältigen kann.

Eine im Netzwerkprojekt SONG durchgeführte Potenzialanalyse bestätigt: Neue, zukunftsweisende Wohn- und Assistenzangebote, die die vorherrschende Versorgungslogik revidieren, sind möglich. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass präventive Leistungen belohnt, Eigeninitiative und gegenseitige Hilfe gestärkt, neue Hilfe-Mix-Modelle realisiert und bürgerschaftliches Engagement integriert werden. Ein solches soziales Netz ermöglicht im Verbund mit bedarfsorientierten professionellen Pflegeleistungen ein lebenslanges Wohnen im Quartier. Ein qualifiziertes Sozial- und Quartiersmanagement sowie neue Kooperationsformen im Quartier sind dabei als notwendige infrastrukturelle Voraussetzungen maßgebliche Erfolgsfaktoren.

## Welfare-Mix-Analyse

Die Welfare-Mix-Analyse zeigt, dass in Quartiersprojekten Selbstbestimmung und gesellschaftliche Teilhabe älterer Menschen durch das Zusammenwirken von Staat, Markt und informellen sozialen Netzen erhalten und ausgebaut werden können. In Fallstudien wurde untersucht, wie durch die Vermittlung vielfältiger Interessenlagen soziale Beziehungsnetze geknüpft und kleinräumige Unterstützungspotenziale erhalten und entwickelt werden können. Dabei ist eine wichtige Bedingung für die solidarische Unterstützung von Hilfebedürftigen unübersehbar: Auch die Unterstützenden müssen von den Wohnmodellen profitieren können.

Insgesamt zeichnet sich eine neue Kultur des Zusammenlebens ab, in der die Beteiligten jenseits der eigenen Handlungslogiken füreinander mitdenken. Das institutionelle Rückgrat des Miteinanders bildet die in den Wohnmodellen fest verankerte Gemeinwesenarbeit. Die Analyse der Leuchtturmmodelle zeigt, dass sich stabile Netzwerke entwickelt haben.

## Social-Return-on-Investment

Die im Projekt SONG erstmals nach dem SROI-Ansatz (Social-Return-on-Investment) durchgeführte sozioökonomische Mehrwertanalyse weist unter anderem nach, dass (moderierte) gemeinschaftliche Aktivitäten von Bewohnern professionelle Unterstützungsleistungen zum Teil substituieren und dass die projektierten Modelleinrichtungen die Lebens- und Wohnqualität im Quartier verbessern können.

Die SROI-Analyse belegt außerdem, dass der Hilfebedarf der Bewohner sinkt und sich damit auch die Unterstützungskosten vermindern.

Die vorliegenden Befunde weisen nach, dass die Gesellschaft auf sehr vielfältige Weise von gemeinschaftlichen Wohnmodellen profitieren kann. Um solche Wohnmodelle realisieren zu können, müssen allerdings die für den gesellschaftlichen Mehrwert konstitutiven Investitionen getätigt werden.

Im Vergleich zu herkömmlichen Wohn- und Betreuungsformen ergeben sich die folgenden zentralen Analyse-Befunde:

- Ausgeprägtes soziales Zusammenleben und verbesserte Kommunikation im und um das Modell.
- Bessere Gesundheitsentwicklung und geringerer Hilfebedarf bei den Bewohnern der Modellprojekte.

- Intensivierter Austausch mit Nachbarn sowie Indizien für ein erhöhtes Engagement aller Quartiersbewohner. Mehr Angebote und stärkere Inanspruchnahme von Nachbarschaftshilfe.
- Messbare Einspareffekte für Bürger und insbesondere für die öffentlichen Kostenträger.
- Positive Integrationseffekte für weitere Personengruppen (etwa Familien, Alleinerziehende oder sozial Benachteiligte).

Mit dem Sozialraum vernetzte Wohnprojekte *für alle Generationen* in die öffentliche Regelfinanzierung aufzunehmen, ist daher wesentlich zielführender als weiterhin überwiegend auf stationäre Einrichtungen zu setzen und die Kostensteigerung der Sozialleistungen für Pflege zu beklagen. Die Fortschreibung bestehender Strukturen der stationären Altenhilfe ist weder finanzierbar noch von den Bürgern gewollt!

#### Wohnhäuser als Pflegeheime der Zukunft

Wir werden auch in Zukunft Pflegeheime benötigen, gerade für die wachsende Zahl demenzkranker Menschen. Denn Pflegeheime erfüllen trotz aller Kritik eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe und sind als Bestandteil der pflegerischen Versorgung unverzichtbar. Ohne diese Häuser würden mehr alte Menschen verwahrlosen, wahrscheinlich auch früher sterben und Angehörige in die Überforderung getrieben. Aber sie werden anders sein müssen: strukturiert in autarke Hausgemeinschaften. Wohnhäuser mit Pflege, stadtteilbezogene Kleeblattsysteme, die sich in Bau, Konzeption, Organisation und Führung den Bedürfnissen und Wünschen dieser Hauptzielgruppe anpassen müssen: Wohnhäuser also, in denen die Bewohnerin oder der Bewohner den Rhythmus des Tages je nach ihren Gewohnheiten bestimmen. Es ist schon heute möglich, Orte der Pflege zu schaffen, an denen die Charta der hilfe- und pflegebedürftigen Menschen konkret umgesetzt und gelebt wird.

#### Vernetzung im Wohnquartier

Um die soziale Betreuung und Pflege älterer Menschen in Zukunft leistbar, wirksam und finanzierbar zu erhalten, muss die Unterstützung jedoch weiter in die Wohnquartiere verlegt werden. Diese Entwicklung darf nicht konterkariert werden durch den Bau großer, mit dem Sozialraum nicht vernetzter, „Pflegebatterien“. Denn nur dort, wo Alt und Jung zusammenleben, lässt sich gegenseitige Hilfe in der Balance von Selbsthilfe und professionellen Angeboten organisieren. Familiäre Hilfe, Selbsthilfe und bürgerschaftli-

ches Engagement unterstützen und ergänzen die Bereitstellung öffentlicher Daseinsvorsorge.

### Kleinräumige Strukturen und Alltagsorientierung

In diesem quartiersbezogenen Kontext müssen sich zukunftsorientierte Pflegeheime baulich und konzeptionell noch stärker auf die beiden Hauptzielgruppen ausrichten: Demenzkranke und hochaltrige Menschen mit erhöhtem medizinisch-pflegerischen Bedarf. Bedarfsgerechtes Wohnen und Begleiten erfordert daher kleinräumige, dezentrale Strukturen und eine intelligente Architektur. Diese fördern Vertrauen und Sicherheit. Es erfordert eine Beteiligung an hauswirtschaftlichen Aktivitäten, denn dies fördert Alltagsorientierung und Normalität. Es erfordert individuelle Tagesstrukturierung, die auf die Förderung und Erhaltung von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit abzielen. Es erfordert auch eine sorgfältige Auswahl, Einarbeitung und Fortbildung fachlich und menschlich geeigneter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, erst damit wird Beziehungspflege im eigentlichen Sinne möglich. Und es erfordert die Beteiligung der Angehörigen und die Einbindung von Ehrenamtlichen, damit Gemeinwesenbezug und Partizipation gelingen. Die besten Voraussetzungen für Wohnen und Begleiten von Menschen mit Pflegebedarf oder mit Demenz bieten Hausgemeinschaften.

### Autonomie und Selbstbestimmung als oberstes Prinzip

Es müsste, wie bei der CBT, Maxime aller Pflegeheime sein, dass jeder Bewohner ein eigenes Konto besitzt, auf das die Rente des Bewohners eingezahlt wird und zwar unabhängig vom Grad der Pflegebedürftigkeit. Zur Autonomie gehört, dass Jede und Jeder eine Rechnung über die erbrachten Leistungen bekommt. Auch bei einer Demenzerkrankung und der rechtlichen Betreuung wird dies beibehalten, denn so können auch Angehörige, Betreuer und Nachbarn in die Versorgung mit einbezogen werden.

### Alltagsnormalität durch multiprofessionelles Team

Hausgemeinschaften werden definiert als Wohn- und Lebensraum für 8 bis 12 Bewohner mit einer Wohnküche als zentralem Mittelpunkt und unmittelbar angrenzenden persönlichen Zimmern. Die Bewohner werden unterstützt und begleitet von einem multiprofessionellen Team, in dem die Professionellen aus den Bereichen Hauswirtschaft, Sozialpädagogik sowie Familienpflege die wesentlichen Rollen spielen und die erforderlichen Pflegemaßnahmen durch Pflegekräfte erbracht werden. Ehrenamtliche und Angehörige kommen gern in die Hausgemeinschaften und sind auf diese Weise aktiv einge-

bunden, auch weil den Angehörigen angeboten wird, im Rahmen des Vertrages, Regelleistungen abzuwählen, die wir ihnen vergüten. Das Grundprinzip ist normalisierte Lebensgestaltung in einem geschützten Rahmen und Alltag. Die Tagesgestaltung richtet sich nach den Wünschen, Bedürfnissen und Ressourcen der Bewohnerinnen und Bewohner. Eine dezentrale hauswirtschaftliche Versorgung ist von großer Bedeutung, wobei die Bewohnerinnen und Bewohner sich aktiv oder auch passiv an den Aktivitäten wie Kochen oder Waschen beteiligen können, um die Normalität des Alltagslebens aufrecht zu erhalten. Leitlinie dieses Konzeptes ist die einmalige und von Gott gegebene unverfügbare Würde jedes einzelnen Menschen. Sie werden mit ihren je eigenen biographischen, sozialen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Hintergründen, mit ihren Ressourcen und ihren Defiziten, respektiert und akzeptiert. Und mit diesem Konzept kann die Lebenssituation der betroffenen Menschen spürbar verbessert werden.

#### Sterben, Tod und Abschiedlichkeit würdig gestalten

Ein wichtiges Thema in Pflegeheimen ist die Frage des Umgangs mit Sterben, Tod und Abschiedlichkeit. Alle CBT-Häuser haben einen Ort, an dem ein so genanntes Buch des Lebens ausgelegt ist, in das jeder verstorbene Bewohner mit einem Foto und seiner Lebensgeschichte aufgenommen wird.

Die Lebenden können so ein Gefühl dafür entwickeln, dass in „ihrem Haus“ niemand vergessen wird und dass auch sie am Ende ihrer Tage „bedacht“ bleiben. Mindestens einmal im Jahr finden Abschiedsgottesdienste statt, zu denen die Angehörigen eingeladen werden. Angehörige nehmen diese Einladungen gern an. Ihre Verbundenheit mit dem CBT-Haus wird gestärkt; auf diese Weise können auch zusätzliche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer gewonnen werden.

Die Hausgemeinschaften bieten die große Chance einer radikalen Bewusstseinsänderung dafür, stärker als in bisherigen Strukturen vom Bewohner aus zu denken und zu handeln, Pflegeheime weiterzuentwickeln und so ihren Stellenwert in der Gesellschaft zu vergrößern.

#### Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit

In den kleinen, relativ autarken Wohngruppen wird Beziehung gepflegt und Beziehungspflege wirklich gelebt. Alte und pflegebedürftige Menschen sind und bleiben Persönlichkeiten, und Mitarbeitende gehen mit ihnen bedeutungsvolle Beziehungen ein. Eine solche Wertschätzung des pflegebedürftigen Menschen fördert einen gelingenden

Alltag, in dem nicht mehr nur Krankheiten und Beeinträchtigungen, sondern Würde, Autonomie, Teilhabe, Normalität, Freude und Spiritualität im Mittelpunkt stehen. So können die drei berüchtigten „S“: „still, satt, und sauber“ durch die drei „Z“: „Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit“ ersetzt werden. Pflegeheime müssen keine Orte der verkürzten Sprache und des Verstummens oder gar „Wartezimmer zum Tode“ sein. Sie können zu Orten werden, die einen deutlichen Mehrwert an Lebensqualität ermöglichen und in denen Bewohnerinnen und Bewohner im Rahmen dieser Begleitung länger aktiv bleiben. Verborgene Fähigkeiten werden wiederentdeckt und vergessene Gewohnheiten wiederbelebt. Es geht darum, Bewohnerinnen und Bewohnern, denen aufgrund ihrer Erkrankung oder ihrer Pflegebedürftigkeit nichts mehr zugetraut wird, die Möglichkeit zur Teilhabe zurückzugeben und sie im Rahmen ihrer Möglichkeit und entsprechend ihrer Wünsche und Bedürfnisse selbst bestimmte Entscheidungen im alltagspraktischen Handeln treffen zu lassen. Das Zitat aus dem Brief einer Angehörigen trifft dieses Auffinden verschüttet geglaubter Fähigkeiten genau: „Meine Mutter saß immer im Eingangsbereich und wollte nur noch sterben. Seit sie in der Hausgemeinschaft ist, blüht sie richtig auf. Und vorige Woche sagte sie doch tatsächlich zu mir: ‚Kind, geh nach Hause, ich hab noch zu tun‘“.

#### Ressourcenförderung statt Ruhigstellung

In den überschaubaren, freundlich gestalteten Räumen der CBT-Hausgemeinschaften herrscht eine ruhige Atmosphäre. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verabreichen deutlich weniger Psychopharmaka und die Bewohnerinnen und Bewohner fühlen sich sicherer, sind gesünder und zufriedener, sind nicht allein und haben mehr Lebensfreude. Und die große Bewohnerzufriedenheit strahlt deutlich auf die Zufriedenheit der Mitarbeiter aus, die dadurch gute „Gastgeber“ sein können. PEG-Sonden werden weniger notwendig, da die Lust am Essen durch das Mitkochen oder die Gerüche in der Wohnküche geweckt wird, und Fixierungen werden weitgehend überflüssig. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehen so täglich die Erfolge ihrer Arbeit und sind dadurch hoch motiviert. Das Loslassen von starren Ablaufstrukturen und Programmen und das Erkennen dessen, was die Bewohner wirklich brauchen, verhindert darüber hinaus eine Überfürsorge und Überversorgung. So werden Bewohnerinnen und Bewohner nicht in die „Schutzhaft der Nächstenliebe“ genommen. Vielmehr werden ihre vorhandenen Ressourcen und Fähigkeiten gefördert, was darüber hinaus auch zu einer spürbaren Arbeitsentlastung führt.



## Werteorientiertes Management

Damit ein solcher Paradigmenwechsel in Pflegeheimen möglich wird, ist es die Aufgabe von Trägern und leitenden Mitarbeitern, entsprechende Rahmenbedingungen in einem Unternehmen zu schaffen. Organisationen sind nur so gut, wie die Menschen, die für sie arbeiten. Die Kundenbeziehung kann nicht besser sein als die Beziehung zwischen Management und Mitarbeiter. So wie man innen miteinander umgeht, wird man auch von außen wahrgenommen. Was Unternehmen bei Mitarbeitern falsch machen, können sie bei den Bewohnern nicht besser machen. Schlechte Arbeitgeber disqualifizieren sich auch als Anbieter für soziale Dienstleistungen, deshalb benötigt gute, erfolgreiche Altenpflege Werte. Dies sind in erster Linie soziale und menschliche Spielregeln, die Anerkennung und Teilhabe ermöglichen und nicht ein Pflegeumfeld, das ausschließlich in medizinisch-technischen Details aufgeht. Einrichtungen der Pflege, die einen solchen Wechsel vollziehen, benötigen ein wertorientiertes Management, das die Frage nach dem Sinn, der Ethik des Betriebes, dessen Werten permanent in den Mittelpunkt stellt. Denn kostbarstes Vermögen eines Unternehmens sind nicht die Bankkonten oder die Gebäude, sondern die Menschen, die dort arbeiten; wichtigster Rohstoff ist die Bereitschaft zum Mitmachen. Und daher haben Träger und Hausleitungen zuerst in die Menschen zu investieren, die dort arbeiten, und nicht in Qualitätssiegel. Eine solche „Charta des Handelns“ in den Einrichtungen der Altenhilfe umzusetzen, würde dazu beitragen, menschenunwürdige Situationen in deutschen Pflegeheimen künftig nachhaltig zu verhindern.

## Selbstbestimmte Teilhabe als Leitnorm einer älter werdenden Gesellschaft

Die demographische Entwicklung wird die Altenhilfe gravierend verändern und sie zum Mittelpunkt der Gesellschaftspolitik machen. Nichts wird so bleiben, wie es bisher war. Die Frage, ob künftig noch Pflegeheime benötigt werden und wenn ja, wie sie aussehen müssen, kann nur vor dem Hintergrund des demographischen, sozialen und gesellschaftlichen Wandels und nicht isoliert beantwortet werden. Es gilt, eine älter werdende Gesellschaft zu gestalten und die Altenhilfe nicht als Einzelfallhilfe, sondern als gemeinwesenorientierte Aufgabe aller Beteiligten zu verstehen. Selbstbestimmte Teilhabe muss die leitende Norm für diese Entwicklung sein. **Das heißt - und das ist der Quantensprung -, dass das neue Denken und Handeln nicht mehr angebotsorientiert, sondern personenorientiert, individuell und nachfrageorientiert ist. doppelt – würde ich hier streichen.**

Die eingangs gestellte Frage danach, wie wir selbst im Alter, auch bei Pflegebedürftigkeit oder Demenz, leben möchten, ist der Ausgangspunkt für das professionelle Bemühen, eine solche Strukturänderung herbeizuführen. Zudem ist gesellschaftlich eine Kultur des „Loslassens“ (neu) zu lernen, denn sie lenkt den Blick darauf, dass wir nichts wirklich festhalten können, weder die eigenen Kinder, noch den Beruf und auch nicht das eigene Leben.

Doch als Christen können wir uns bewusst machen, dass Alter nicht nur Verlust und Schmerz bedeutet, sondern dann auch einen Gewinn, wenn wir uns in Gott geborgen fühlen und das Vertrauen auf ihn uns heilsichtiger und weitsichtiger macht.